

Heimat ist, wo ich verstanden werde

Hans-Günter Henneke

Der deutsche Philosoph Karl Theodor Jaspers hat einmal gesagt: „Heimat ist da, wo ich verstehe und wo ich verstanden werde.“ Ein mit mir befreundeter Künstler hat mir zudem vor Jahren gesagt: „Heimat ist für mich da, wo ich mit meinen Bildern und Büchern bin.“ Diese Sätze beleuchten eine wichtige Dimension des Begriffes Heimat, indem der räumliche Kontext seines gewöhnlichen sprachlichen Gebrauchs erweitert und ein tieferer Zusammenhang hergestellt wird. Denn was bedeutet Heimat eigentlich heutzutage?

Heimat bedeutet für mich ganz persönlich eine Vielzahl von Dingen: der elterliche Hof im niedersächsischen Syke, der Stallgeruch zu Hause, aber auch der Bohnerwachsergeruch in öffentlichen Gebäuden, das Gefühl des Zurückkehrens nach längerer Abwesenheit, der Eindruck, dass die Zeit stehen geblieben ist, Kindheitserinnerungen, Gespräche mit alten Freunden – egal an welchem Ort. Doch eigentlich sind das alles nur Chiffren für die Befriedigung ganz grundlegender menschlicher Bedürfnisse, nämlich nach Geborgenheit, Schutz, bedingungsloser Verbundenheit, gleichen Wertvorstellungen, Vertrauen. Insofern spiegelt sich im Heimatbegriff gewissermaßen ein unbedingt notwendiger Rückzugsbereich menschlichen Daseins wider, ohne den niemand leben kann. Zu verstehen und im Gegenzug verstanden zu werden, ist eine grundlegende Sehnsucht, die damit gleichsam existenziell ist.

Blicke ich allerdings in die Welt, gewinne ich zumindest des Öfteren den Eindruck, unsere Gesellschaft versucht, sich des Begriffes Heimat und seiner Inhalte nach und nach zu entledigen. Hier wird das Private qua Boulevardpresse selbstverständlich öffentlich, dort entledigen sich Menschen im Rahmen virtueller sozialer Netzwerke des letzten Restes Individualität und Intimität, indem schlicht alles herausgeplaudert wird, was einem gerade im Kopf herumgeht, und sei es noch so persönlich. Fast liegt der Eindruck nahe, Begriffe wie Zugehörigkeit, Geborgenheit oder Abgegrenztheit könnten bald aufhören, in diesem Kontext zu existieren. Alles und jeder ist überall präsent, Beschränkungen gibt es nicht mehr. Grenzenlose Offenheit, die am Ende keine Heimat mehr kennt.

Und dabei hat unsere Gesellschaft es sehr wohl nötig, sich anstatt nach außen wieder mehr nach innen zu wenden, sich vor dem Betreten einer wie auch immer gearteten öffentlichen Bühne ihrer selbst bewusst zu werden und in Ruhe den Grenzbereich zwischen innen und außen sorgfältig abzustechen. Das fehlt unserem Zusammenleben, das nach und nach einer omnipräsenten Distanzlosigkeit Raum verschafft, mehr denn je.

Sicher, der technologische Fortschritt ist ein Segen. Er verschafft uns ungeahnte Möglichkeiten. Viele empfangen Nachrichten, Bilder, Videos überall auf der Welt über unser Smartphone, schauen Nachrichten auf *demand* auf dem Tablet-PC, chatten, mailen usw. Unsere Kommunikationsmöglichkeiten sind in den letzten zehn Jahren in atemberaubendem Tempo gewachsen und werden dies auch weiter tun, wahrscheinlich sogar mit noch größerer Dynamik und Veränderung der Lebensgewohnheiten vieler. Wesentlich ist aber, auch auf die andere Seite dieser Entwicklung zu blicken und einzugestehen, dass darin zumindest in gleicher Weise auch Fluch liegen kann: Wirklich überall erreichbar zu sein, zu jeder Tageszeit, E-Mails auch am Wochenende beantworten zu müssen, während Zugfahrten zwanghaft sein Telefon zu konsultieren, anstatt in Ruhe ein Buch zu lesen. Viele, gerade der jüngeren Generation, sind mittlerweile im Internet mehr zu Hause als in der realen Welt. All dies lenkt uns von den wesentlichen Dingen ab, hält uns dauerhaft in Bewegung und lässt uns letztlich vergessen, wo wir hingehören, wo wir verstanden werden und wo man uns versteht. Bisher habe ich es – trotz beruflicher Kommunikationsbedürfnisse – weitgehend geschafft, diese Entwicklung gar nicht an mich heranzulassen.

Dies soll freilich kein falsch verstandenes Plädoyer gegen den technologischen Fortschritt sein. Allerdings ist es von großer Bedeutung, solche Entwicklungen auch gesellschaftspolitisch zu betrachten und zu fragen, wie sich unser Zusammenleben dadurch verändert. Letztlich geht es nicht um technische Möglichkeiten, sondern um den Umgang damit, darum, dass sich jeder selbst behutsam fragt, wo für ihn der Bereich öffentlicher Darstellung beginnt, wo er aufhört und was vor allem privat und höchstpersönlich bleiben muss. Höchstpersönlich wie der Heimatbegriff, der ja genau genommen nichts anderes beschreibt als einen reservierten Bereich für Privatheit, in dem Vertrauen entstehen und wachsen kann, man sich geborgen, geschützt und verstanden fühlt.

Dass dies keine bloßen Hoffnungen sind, darin bestärken mich Beobachtungen, die ich neben dem zuvor Gesagten ebenfalls mache: Die Menschen suchen wieder mehr Nähe, engagieren sich stärker ehrenamtlich, wollen regionale Speisen in ihren Küchen, Bräuche bewahren und fühlen sich ihrer Heimat verbunden. Jede meiner vielen Sitzungen in einem der 295 Landkreise zeigt mir eindrücklich, dass ihre Heimat den Menschen diese Bindung, Erdung, Verwurzelung und Zugehörigkeit vermittelt.